

(Nachdruck verboten.)

4)

Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

„Ich sagte Euch schon, daß ich nur zwanzig Rubel habe,“ antwortete Alexander.

„So verkauf' ihre Sachen,“ jagte jemand der Anwesenden.

„Einverstanden! Wollt Ihr die Uhr kaufen?“

Er nahm Julias Uhr in seine zitternde Hand und hielt sie ihnen entgegen. Die Jakuten umringten ihn neugierig. Der Älteste unter ihnen legte das kleine goldene Ding an seine abstehenden dunklen Ohren.

„Es spricht,“ flüsterte er lächelnd.

„Es spricht?“ fragten die andren, und jeder wollte hören, was es sage, aber niemand dachte daran, die Uhr zu kaufen.

„Vielleicht kannst Du sie in der Stadt verkaufen. Wir aber brauchen Kleider, Pelze, Decken. Vielleicht kaufen wir noch den Ring.“

Den Ring wollte er nicht verkaufen, aber er öffnete den Koffer. Wieder umstanden sie ihn, griffen in den Koffer und zeigten einander die verschiedenen Sachen.

„Da ist ein seidenes Kleid. Was willst Du dafür haben, Fremder? Das kann man sich ja zurecht machen.“

„Silberne Löffel, Handtücher, Strümpfe.“

„Fremder, schenk' mir das. . . Wozu brauchst Du's? 's sind ja Weiber Sachen. Ich will's meiner Alten mitbringen.“

„Fremder, das mir!“

„Und vielleicht das.“

„Mir auch.“

Alexander legte einige der wertvolleren Gegenstände wieder in den Koffer, die silbernen Löffel, ihren Pelz, ihr Tuch, und drückte das Schloß zu. Das Seidenkleid schenkte er der Wirtin.

„Du warst gut gegen sie,“ sagte er.

Bei dieser Gelegenheit bat sich die Jakutin noch einige andre Kleinigkeiten aus.

Endlich war der Handel zu Ende. Die Jakuten gaben ihm den Handschlag als Beweis, daß das Geschäft in Ordnung sei und verließen die Hütte. Die Wirtsleute gingen schlafen. Alexander blieb allein und begann Julia zum letzten Gange zu schmücken.

Die Nacht ging vorüber. Im Morgengrauen kamen die Jakuten; sie legten den Körper in eine andre Ecke der Stube und schlugen ein Loch in die Wand darüber, um frische Luft hineinzulassen. Unter diesem eisigen Wind wurde das Gesicht der Toten sofort hart und durchscheinend wie Marmor. Dann schlachteten die Jakuten einen Ochsen und unter Späßen kochten sie das Fleisch, sägten Bretter, um den Sarg für die Tote zu zimmern.

Alexander sah gleichgültig ihrem Treiben zu. Nichts interessierte ihn, selbst die Kleine nicht. Er hatte sie zwar angezogen und ihr zu essen gegeben, aber kein Wort zu ihr gesprochen. Das Mädchen ging von einer Ecke in die andre und wußte nicht, was es mit sich anfangen sollte. Die Jakuten aßen, erzählten sich die neuesten Klatschgeschichten, berieten, wie sie die Bretter schneiden sollten, um die Leiche zu bergen und sich Arbeit zu sparen, sie hämmerten, sie leuchteten und spukten.

Am Abend, als sich Alexander auf dieselbe Bank legte, auf der Julia gestorben war, kam Zosia zu ihm.

„Bapachen, weinst Du nicht mehr?“

„Komm' her!“

Die Kleine drängte sich an ihn.

„Mama „elbint“,“ sagte sie jakutisch.

„Mama ist gestorben,“ verbesserte er. „Nun hast Du niemand mehr als Deinen Papa.“

„Und alle Jakuten?“

„Dein Papa hat auch Freunde, gute Leute, aber die sind weit, weit weg. Auch unter den Jakuten giebt's gute Menschen. Willst Du den Papa lieb haben?“

Die Kleine senkte ihr Köpfchen und begann eifrig die Knöpfe an seiner Bluse zu betrachten.

„Ja!“ flüsterte sie nach einem Augenblick.

Und so schlossen sie aufs neue Freundschaft.

Am nächsten Tage war das Begräbnis. Infolge erneuter Schneeverwehungen konnte man den Sarg nicht auf dem Schlitten transportieren. Die Jakuten hingen ihn an Schnüren auf eine Stange und trugen die Last. An einzelnen Stellen versanken sie bis zum Knie im Schnee und warfen sich die Schnüre wechselseitig zu. Der Sarg schwannte entsetzlich. Alexander, der mit den Schaufeln folgte, hörte, wie der Körper der Toten gegen den Deckel schlug. Endlich erreichten sie den Hügel vor dem Walde, wo begraben wurde. Einige dünne Bretter und Kreuze unter'm Schnee und dann ein offenes, tiefes, leeres Grab. . . Vorsichtig begannen die Jakuten nach längerer Beratungen den Sarg an den Stangen und Stricken hinuntergleiten zu lassen. Alexander wollte ihn öffnen, um noch einmal die geliebten Züge zu sehen, sie aber setzten seinem Vorhaben den größten Widerstand entgegen.

„Was fällt Dir ein, Fremder? Auch wir haben Frau und Kind. Niemand will ein Unglück heraufbeschwören! Deffne, wenn Du willst, aber dann gehen wir fort. Was man einmal reingelegt hat, nimmt man nicht wieder heraus. Du allein kannst den Sarg nicht herunterlassen, so wird er denn bis zum Frühling stehen bleiben.“

Es war sicher, daß sie ihre Drohung ausführen würden und er mußte sich fügen.

Sie senkten den Sarg in die Tiefe und begannen eilig die Schollen der festgefrorenen Erde darüber zu werfen, die mit dumpfem Gepolter am Deckel des Sarges zerbrachen.

„Vorsichtig!“ schrie Alexander unwillkürlich. Es war ihm, als wenn sie die Bretter zerbrächen und mit den scharfen Erdschollen und Eisstücken Julias Gesicht und Körper verletzten.

„Sei nur ruhig! Wir sind doch auch Menschen und glauben an Gott. Wir haben's mit Bohlen bedeckt, wie sich's gehört. Deine Selige liegt bequem wie in einer Wiege.“

Geschickt schütteten sie das Grab wieder zu und wandten sich an Alexander, der betäubt da stand.

„Fremder! Herr! Komm! Wir gehen! Schnell! Dreh' Dich nicht um, das ist eine Sünde!“ schrien sie und liefen eilig den Hügel hinunter. Alexander folgte ihnen mechanisch, plötzlich aber blieb er stehen und ging zurück.

Die Sonne stieg leuchtend höher. In der Luft lag ein zarter Staub von Eiskörnchen, die Ueberbleibsel des gestrigen Unwetters. Traurig sahen die schwarzen Wälder aus, die Bäume neigten sich im Winde. Der Schnee ringsum war zertreten. An den Hängen der Berge, unter den Gebüschen, hatten sich ungeheure Schneemassen angehauft. An einzelnen Stellen durchschnitten sie die wie mit einem Instrument gezogenen Engpässe. Die Gipfel und Höhen der Ferne schienen zu rauchen: dort strich der Wind dahin und trieb sein Spiel mit dem Schnee.

Im Hofe vor der Jurte standen die Jakuten und blickten ängstlich nach dem schwarzen Punkt, der sich scharf vom Hügel abhob.

II.

Stundenlang ging der Weg durch einen dichten Wald, schließlich lichteten sich die Reihen der Bäume und die Schneedecke, die auf den Kronen lastete, wurde weniger schwer. Vor den Reisenden lag eine weite Ebene, und die langen, abendlichen Schatten der Bäume erschienen im Lichte der untergehenden Sonne wie Gespenster. Verlorene Sonnenstrahlen huschten über die Spuren der Reisenden, drangen durch die dichten Zweige und warfen einen goldenen Schimmer auf die schwarzen Baumriesen.

Alexanders Pferd wurde ungeduldig, es warf den Kopf zurück, riß an der Trense, aber ein kleiner Schlitten, den ein starker Ochse zog, ließ es nicht vor. Auf dem Ochsen saß ein zusammengeduckter, in Pelz gehüllter Jakute und piff sein Lied. Der hatte keine Eile. Alexander sah in Gedanken vor sich und ließ dem Pferde die Zügel. Aber als sie aus dem Dickicht hinaus kamen und ein Seitenweg sich zeigte, der zum kleinen Häuschen an der Wiege führte, wich Alexander dem Jakuten geschickt aus und schlug, über einen ungeheuren Schneehaufen setzend, jenen Weg ein. Sein Pferd begrüßte das Haus mit lautem Gewieher. Mit Freudengeheul kam ihnen ein großer, schwarzer Hund entgegen.

„Magst mein gutes Tier! Hast den Herrn erkannt!“
 sagte Alexander und stieg vom Pferde. Der Hund sprang an ihm in die Höhe und versuchte, ihn ins Gesicht zu ledern. Gleichzeitig erschien ein härtiger, unterjochter Mann in der Thür, mit ungeheurer Pelzmütze, hohen pelzgefütterten Stiefeln und einem aus Rentierleder gefertigten Mantel, den er nachlässig umgehängt hatte. Er sah den Angekommenen einen Augenblick starr an, schob die Brille zurecht, dann, als er ihn erkannt hatte, ging er ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Alexander schüttelte ihm schweigend die Hand und schirnte das Pferd ab.

„Soll ich helfen?“ fragte der Gefährte und blieb in einer gewissen Entfernung vom Pferde stehen, das ihm die Zähne wies und nach ihm beißen wollte.

„Lieber nicht, Jakob. Brony beginnt schon böse zu werden.“

„Das war ein schwerer Weg, Brony ist mager geworden. Und was macht Deine Frau?“

„Meine Frau — sie ist gestorben,“ sagte Alexander leise.

„Gestorben!“ wiederholte Jakob und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Alexander senkte den Kopf und begann mit zitternden Händen die Riemen zu lösen.

„Gestorben!“ sagte Jakob noch einmal.

Der Schlitten fuhr in den Hof. Alexander holte sein in Pelz gehülltes Töchterchen unter der Filzdecke hervor und trug es in die Furte. Jakob folgt eilig.

Sie zogen das Kind aus und setzten es auf den Boden. Die Kleine rieb ihre verschlafenen Augen und schien schlechter Laune. Alexander und der Jakute brachten die auf dem Schlitten hergeführten Sachen hinein.

„Weine nicht, kleines Fräulein,“ tröstete Jakob.

„Ich bin kein Fräulein!“

„Aber Thee trinkst Du gewiß gern und magst auch einen runden Kuchen? Wart' nur, gleich sollst Du's haben.“

Die Kleine sah ihn durch die Fingerchen an, die sie vor die Augen gedrückt hatte.

„Und Du wirst bei uns wohnen?“

„Gewiß, ich bin der Onkel Jakob. Einverstanden? Setz' Dich nur an den Tisch und ich hab' Dir unterdessen einen Kuchen. Wie heißt Du denn?“

„Zosia!“

Eilig kletterte sie auf den ihr gezeigten Platz und stemmte die kleinen Ellbogen auf den Tisch.

„Du wirst beim Papa sein wie die Mama? Bist Du vielleicht eine Jakutin?“ Und dabei sah sie Jakobs Hantierungen aufmerksam zu.

Das Gesicht des Mannes wurde traurig.

„Nicht ganz. . . Nur ein wenig!“

„Ich aber bin ganz sein Töchterchen. Wirklich, ich bin's! Papa, er glaubt's nicht und schüttelt den Kopf!“

Alexander, der mit dem Jakuten die letzte Kiste hereintrug, warf ihr einen verschleierte Blick zu und blieb schweigend und düster vor dem Kamin stehen. Das Gespräch stockte.

Jakobs ganze Aufmerksamkeit nahm sein Kuchen, den er in einer eisernen Pfanne duk, in Anspruch. Mitunter aber betrachtete er verstohlen den Fremde. Eine große Veränderung fiel ihm auf.

Sein dunkles Gesicht war eingefallen, die Züge spitz geworden, die schmalen Lippen preßten sich noch fester gegeneinander, das Kinn trat scharf hervor, und die großen, dunklen Augen hatten ihren früheren Glanz verloren. Er stand gebückt da, mit schlaff herunterhängenden Armen. Jakob wagte weder ihn zu trösten, noch zu fragen, wo seine Frau gestorben und wo sie begraben sei. Dieser Mann genügte sich immer selbst. Außerdem legte ihm die Anwesenheit des Jakuten einen gewissen Zwang auf.

„Was giebt's zu Hause? Was machen die Jakuten?“

„Nichts besonderes. So lang' Du weg warst, sind sie nicht einmal gekommen. Der Herr ist fort, da giebt's auch keinen Thee.“ Ich hab' nur gehört, daß die alte Geschichte mit den Tartaren wieder im Gange ist. Immer wieder die alte Leier.“

„Auch ich hab's gehört. Ist der Zasedatiel*) ge-

*) Zasedatiel ist der von der russischen Regierung zur Kontrolle sämtlicher Angelegenheiten gesandte Beamte.

„Nein, aber man erwartet ihn. Willst Du mit ihm reden?“

„Ich werde hingehen.“

Jakob schwieg in Gedanken.

„Die Jakuten sind sehr aufgereg,“ fügte er nach einigen Augenblicken hinzu.

Alexander zuckte die Schultern.

„Was kann ich denn dafür!“

Der jakutische Fuhrmann hatte seinen Thee getrunken und wartete aufs Geld. Alexander hatte mit ihm ausgemacht, daß er ihm bei einigen notwendigen Arbeiten in der Wirtschaft helfen sollte. Er sollte Eis aus dem See holen, denn es war schon Zeit, Eis für den Sommer an kühleren Stätten zu bergen, und Alexander wollte sein Pferd nicht für diese Arbeit hergeben. Schneewasser kann man hier nicht zum Trinken benutzen, da es faulig riecht. So nahm denn der Jakute seinen Schlitten mit dem vorgepannten Ochsen und sie fuhren in den Hohlweg, wo ganze Reihen von kristallinen Tafeln aufgeschichtet lagen, die schon im Herbst vorbereitet worden waren.

Das Abendrot war verschwunden und der Himmel mit Sternen bedeckt. Beim Glanz derselben arbeiteten sie lange. Nachdem der Jakute fort war, hantierte Alexander noch eine Weile allein im Hofe, er räumte alles zurecht, befreite den Heuschaber vom Schnee, machte die Krippe fürs Pferd sauber. Jakob verdächtigte ihn, daß er nach einem Vorwand suche, um einem Gespräche zu entgehen, denn manches hätte ebensogut am nächsten Morgen erledigt werden können. Endlich trat er müde, mit Reif bedeckt, zur Thür hinein.

„Papa, schlafen!“ rief Zosia weinerlich.

„Ich wollte sie zu Bett bringen,“ erzählte Jakob, „aber sie war unartig und hat sich gestraubt. Nun, bist Du fertig?“

„Ja, beinahe.“

Alexander nahm die Kleine auf den Arm und sie begannen geheimnisvoll miteinander zu flüstern. Jakob schloß sein Buch und sah in Gedanken ins Feuer. Bald setzte sich Alexander neben ihn. Das Kind schlief. Lange schwiegen beide und wußten nicht, womit beginnen. Alles schien ihnen so nichtig, und der Schmerz des einen war so schwer.

„Sei ruhig! Die Zeit mildert alles,“ flüsterte Jakob schließlich und legte dem Freunde die Hand tröstend auf die Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Roman-socialismus.

Eugen der Innenworte hat sich bekanntlich zum erstenmal den einmütigen und begeisterten Beifall aller Schättingen von Bildung und Weisheit verdient, als er vor etlichen zehn Jahren den Pegasus bestieg und in den ahnungsvollen Visionen der „Socialdemokratischen Zukunftsbilder“ ein unergängliches Meisterwerk manchesterer Dichtung schuf. Die jetzt schon fast vergessenen Tage, da Spargues und Strampelannie populäre Figuren waren, werden in die Erinnerung zurückgerufen durch zwei sogenannte Romane, in denen sociale Frage und Socialismus eine große Rolle spielen, durch Max Nordaus „Krankheit des Jahrhunderts“ (6. Auflage, Leipzig, B. Glöcher Nachfolger) und Katell Rzeznik's „Pfarrer Krul“ (Berlin, 1902, Verlag des „Arbeiter“). Beide Opera nennen sich „Roman“. Rzeznik's Buch erhebt sogar den Anspruch, ein „socialer Roman“ zu sein. Daraus folgt ja nun noch nicht ohne weiteres, daß sie den Titel auch wirklich verdienen. Und in der That verdienen sie ihn ebenso wenig, wie Richters „Zukunftsbilder“ eine „humoristisch-satirische Erzählung“ zu heißen berechtigt waren. Aber sie stehen nicht allein in ihrem Kunstwert auf einer Linie mit jener prächtigen Schöpfung Richterscher Muse, sie halten ihm auch die Wage in zutreffender Wiedergabe der socialistischen Gedankenwelt und ihrer praktischen Konsequenzen. Sie dürfen also der gleichen erheiterten Wirkung gewiß sein, und insofern können sie, wenn nicht zur Roman-, so doch zur Unterhaltungslitteratur gerechnet werden.

Die künstlerische Bedeutung des Nordauschen Nachwerks erhebt zur Genüge aus der probaten Methode, durch die er sein Buch zu jenem glücklichen Ende führt, womit das Werk gekrönt wird: während man sich gerade den Kopf darüber zerbricht, was aus der völlig un-abgeschlossenen Entwicklung der Strohpuppe von einem Felden nun eigentlich werden mag, fällt auf einmal als deus ex machina ein kleiner Junge ins Wasser. Bei dem Rettungswort ertrinkt dann der Doktor der Philosophie, Eynhardt, und Herr Max Nordau ist aus allen Schwierigkeiten heraus. Ein ganz gewaltiger Denker und Gelehrter war dieser Dr. phil. nach unsem Dichter. Jedenfalls, eine „Geschichte der menschlichen Unwissenheit“ als sein Lebenswerk zu schreiben, war er in hervorragendem Maße berufen. Das beweist der gute Mann bei Gelegenheit einer socialdemokratischen Versammlung im Zivoli, wo er sich zum Volk herabläßt und den unwissenden Arbeitern, die in der Gründerzeit — nach Nordau — durch „Reid und Uebermut“ für die Umsturzreden socialistischer Geher empfänglich geworden sind, seine überlegene, socialpolitische Weisheit verzapft.

Die Schilderung der Versammlung ist ein Meisterstück des Realismus, von dessen Lebenswahrheit einen kleinen Begriff geben

mag die Thatsache, daß Nordau die Arbeiter dem blödsinnigen Kofl ihrer Führer nach Studentenart durch Trampeln Beifall spenden läßt. „Mehrwert“, „Haut ihn“ und ähnliche Liebenswürdigkeiten belohnen dagegen die schlafende Widerlegung, mit der Eynhardt seinen Vorredner bedient. Hier sind ein paar Perlen daraus: „Er verlangt, daß der Staat Sie in der Krankheit pflege und im Alter versorge. Was ist das, der Staat? Das sind Sie selbst. Der Staat hat nichts, als was Sie ihm geben. Wenn er Sie also für Alter und Krankheit unterstützt, so nimmt er das Geld dazu aus Ihrer Tasche. Dazu brauchen Sie den Staat nicht. In den Tagen der Gesundheit und Kraft für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit einen Sparfennig beiseite legen können Sie selbst ohne Dazwischentunft des Gendarmen und Steuerrektors...“

Es kommt aber noch besser: „Angenommen, Sie können alles durchsehen, was Sie sich vornehmen. Die Reichen werden geplündert und sogar totgeschlagen und ihre Schätze an Sie verteilt... Glauben Sie, daß Sie dann glücklicher sind? Denken Sie doch nur einen Augenblick lang nach. Die Reichen sind ausgerottet, ihre Güter, ihre Schätze sind unter Sie verteilt. Da machen Sie schon eine erste Entdeckung: nämlich die, daß die Begüterten eine verschwindende Minderheit sind, kaum einer auf zweihundert, die nichts haben, und daß bei der Verteilung ihres ganzen Besitzes auf den einzelnen sehr wenig kommt. Aber ich nehme an, es wird jeder von Ihnen für den Augenblick ein wohlhabender Mann, womit ich etwas Undenkbares annehme. Was weiter? Sie werfen Ihre Ziviljacke weg und kleiden sich in Seide. Sie behängen sich mit Silber und Gold, Sie strecken sich auf gepolsterten Sofas aus. Nun sehen Sie zu, wie lange die Herrlichkeit dauert. Einige Monate, vielleicht einige Jahre. Dann ist der Wein der Reichen ausgetrunken und ihre Speisekammer geleert, die Seide ist abgetragen und das Sofa zerrissen, Edelsteine und Goldschmuck können Sie nicht essen, und wenn Sie nicht verhungern wollen, so müssen Sie wieder in das Arbeitsjoch kriechen, gegen das Sie sich empören, und Sie sind nach der Ausrottung der Reichen, nach der Verteilung ihrer Güter genau dort, wo Sie heute sind...“

Bei solchen Begriffen muß natürlich der gelahrte Herr, als ihn die Socialdemokraten später einmal zum Führer haben, einen „neuen Rastfall“ aus ihm machen wollen, eine abschlägige Antwort geben. Er meint u. a.: „Ich kenne kein Mittel, Armut und Not von der Erde zu vertilgen. Selbst wenn Sie eine Revolution machen und wenn sie gelingt, selbst wenn Sie den Feudalismus zerkümmern und auf seinen Ruinen einen Arbeiterstaat aufzuführen, werden Sie damit nur das Los einzelner, nicht aller, nicht einmal vieler verbessert haben. Ich möchte nicht in der Haut Ihrer heutigen Führer, Prediger und Propheten stehen, wenn Sie gegiegt haben und Ihre Anhänger die Folgen des Sieges zu sehen verlangen...“ Das Schönste bei der Sache ist nun, daß nicht nur diese Orakelsprüche, sondern auch die früheren Vorkreden über die socialdemokratische Güterverteilung und Abschaffung der Arbeit nicht etwa für untreife Ideen eines unwissenden jungen Menschen gelten sollen, sondern endgültige Wahrheiten sind und — kurz und gut — die eigne Weisheit des Herrn Max Nordau darstellen. Ihr nach Kräften Aufnahme unter die „konventionellen Lügen der Kulturmenschen“ zu verschaffen, ist Herr Nordau augenscheinlich mit Erfolg bemüht, wenigstens soweit die Besitzenden und Gebildeten in Betracht kommen: dafür spricht die Thatsache, daß „Die Krankheit des Jahrhunderts“ es schon zu sechs Auflagen gebracht hat.

Der geistliche Verfasser des „Pfarrer Krul“ gehört einer ganz andren Welt an als der alles negierende Nordau, der sich zu dem Standpunkt des griechischen Skeptikers Pyrrho bekennt: „Ich entscheide nichts“. Pawell Njeznil entscheidet alles nach den Lehren der alleinseligmachenden katholischen Kirche, natürlich wie er sie versteht; die sociale Panacee, womit er die kranke Welt heilt, sind katholische Arbeitervereine, die nicht auf dem Boden des Klassenkampfes, sondern des Zusammenschlusses aller Stände im Geiste der christlichen Liebe beruhen. Aber so entgegengesetzte Meinungen auch im übrigen Max Nordau und Pawell Njeznil haben mögen, Vertrautheit mit dem Socialismus besitzen sie beide im gleichen Maße. Mit blutrünstiger Phantasie schildert der Schluß von „Pfarrer Krul“ die Schrecken der socialen Revolution, die da losbricht, nachdem Kapitalisten und Internationale mit allen Mitteln des Terrorismus die heilbringenden katholischen Arbeitervereine zerstört haben. Stragendemonstrationen, bei denen schwarze Fahnen mit Totenköpfen und grinsenden Scrippen wehen, und nächtliche Massenversammlungen auf freiem Felde leiten die Katastrophe ein. Dann bricht in ganz Europa der Generalkrieg am selben Tage los. Die Revolution siegt auf der ganzen Linie. Alles persönliche Eigentum wird konfisziert, wer sich widersetzt, umgebracht. „Millionenstädte“ säferte die Wut des Böbels ein. Obdachlos irrten Weiber und Kinder umher, und als rauchgeschwärzte Ruinen starren die Fabriken in die Luft, die Dünste der Verwesung schwängerten... Die Schornsteine waren zerbrochen, die Hochöfen verschlackt und ausgebrannt, die Maschinen zerstört und die Hütten verwüstet. Dort stieg noch der Rauch empor aus qualmenden Trümmerhaufen. Empörte Volksmassen hatten an jener Stelle arbeitswillige Bergleute niedergeschossen, die Leichen mit Del und Petroleum begossen und sie dann angezündet.“ Auf Norden und Brennen beschränkt sich die Thätigkeit der Sieger. Erst, als es an Nahrung, Kleidung und Obdach fehlt, merken die Verführten, daß zum Leben die zerstörten Maschinen, die niedergebrannten Wohnungen und die verpönte Arbeit nötig sind. Ihre Wut kehrt sich nun gegen ihre obersten

Leiter, gegen den früheren Bergmann Mertens und seine noch maßgebendere Geliebte Lina, eine dämonische Persönlichkeit, die reine Teufelin. Die beiden etablieren aber eine Schreckensherrschaft, die mit einem weitverzweigten Heer von Spizeln und mit Standrechtsurteilen sich der Risbergnügten erwehrt. Für das betrogene Volk geschieht weiter nichts, als daß Lina ein großes Maifest arrangiert und die Segnungen der neuen Freiheit preist. Sie kommt aber nicht weit in ihrer Rede; denn auf einmal bricht die Sintflut herein: die Bergseen ergießen sich ins Thal und rauben der ganzen Versammlung das Leben. Bloß Pfarrer Krul, der Vater der katholischen Arbeitervereine, bleibt übrig und freut sich, daß der „zerstörnde Geist des Unglaubens“ durch den „Finger Gottes“ gebändigt ist: „Im Glauben wird die Zeit wiedergeboren, und wie der Phönix soll das Glück aus diesen Trümmern der Gesellschaft steigen.“ Da nun alles Lebende außer Krul und einigen Nonnen vertilgt ist, so muß die prophezeite Wiedergeburt augenscheinlich durch Urzeugung oder eine Neuschöpfung vor sich gehen. Ueber dies interessante Problem schweigt sich Herr Njeznil leider aus. Er hat das wahrscheinlich übersehen vor lauter Freude, die verhassten Socis endlich einmal definitiv vernichtet zu haben. In diesem Punkte ist er also Nordau über. Somit stehen sie auf gleicher Stufe, auch was den Kunstwert ihrer Erzeugnisse angeht. Zum guten Schluß arbeiten sie beide mit Wasser, alles übrige ist Mist. — Dr. A. C.

Kleines feuilleton.

k. Drei Jahre im Innern Afriens. Von den furchtbaren Mühsalen und Gefahren seiner Reise durch Centralasien erzählte Dr. Sven Hedin, der jetzt in England weilt, einem Vertreter von Reuters einige sehr interessante Einzelheiten. Während seiner drei Jahre und drei Tage dauernden Reise durch Mittelasien ist er 27 Jahre gänzlich von jeder Verbindung mit der Welt abgeschnitten gewesen. „Der schwerste Teil der Expedition“, erzählte er, „waren meine Erfahrungen in Tibet. Während meiner zweiten Reise von Charkil nach Ladakh, die acht Monate dauerte, verlor ich infolge der großen Höhen fast meine ganze Karawane. Selbst in den Thälern waren wir höher als auf dem Gipfel des Montblanc. Das bloße Atmen war schwer, und vier meiner Gefährten starben nur, weil sie nicht atmen konnten. Als wir abends zu unfrem Lagerplatz kamen, fand man zwei dieser ergebenden Begleiter steif und tot auf ihren Kamelen; die andern starben allmählich von den Fühen aufwärts ab, und sie waren bis zum Ende nicht bewußtlos. Diese Erfahrung war gräßlich und schmerzvoll und die schlimmste, die ich je hatte. Ich war nicht derart angegriffen, konnte aber nicht gehen und mußte den ganzen Tag unbeweglich im Sattel bleiben. Selbst das Aufknöpfen des Rocks bereitete dem überarbeiteten Herzen, das buchstäblich dem Brechen nahe war, acute Schmerzen und Spannung. Auch die Tiere litten sehr. Von 45 Pferden verlor ich 44, und von 30 Kamelen blieben 30 auf diesen schrecklichen Höhen. Meine einzige Sicherheit war, vom Morgen bis zum Aufschlagen des Lagers am Abend keinen Augenblick den Sattel zu verlassen. Während dieser einen tibetanschen Reise von 1000 Meilen bliesen einige Winde uns den ganzen Tag ins Gesicht. Meine früheren Erfahrungen mit den Sandwüsten der Tachla Kasan-Wüste waren schlimm, aber eher möchte ich sie zehnmal ertragen, ehe ich wieder durch Tibet ziehe... Die schwerste Wüstenreise war die von Yangtial zum Tschenden Daria. Die Entfernung betrug 180 englische Meilen, aber es war ein ungeheures Sandmeer, mit Dünen von 300 bis 400 Fuß Höhe, und wir gebrachten drei Wochen dazu. Die Entfernung war doppelt so groß wie bei meiner Expedition im Jahre 1895, als ich bis auf zwei Mann und ein Kamel meine ganze Karawane verlor. Während dieser letzten Reise fror das Quecksilber fast, das Thermometer zeigte 33 Grad unter Null, aber im ganzen war das Wetter günstig. Ich hatte nur vier mohammedanische Begleiter, sieben Kamele und ein Pferd bei mir, und bis auf ein Kamel kamen wir alle durch. Natürlich trafen wir keine Seele; wir waren die ersten lebenden Wesen, die diese Wüste durchquerten. Vier Kamele waren mit Eisblöcken beladen, denn es gab kein Wasser, und zwei trugen unsere Holzvorrat. Gätte das eine oder andre nachgelassen, so wären wir nicht mit dem Leben davongelommen. Meine Leute waren mutig und waren mir überallhin gefolgt, aber als Tag um Tag die Sanddünen höher wurden und die Kamele bei jedem Tritt einen Fuß tief sanken, verloren meine Begleiter den Mut. Wir waren nur halb durch, als sie sagten, wir würden nie lebend herauskommen. Im geheimen teilte ich ihre Meinung, besonders da das Eis und Holz fast verbraucht war. Pflötzlich trat ein Wechsel ein; wir waren übersättigt bei dem Herannahen schwerer Schneestürme. Das hatte jedoch andre Mühsal zur Folge, da wir kein Rest bei uns hatten; morgens beim Erwachen mußten wir uns aus dem Schnee graben; aber er lieferte uns Wasser, so daß wir diesen nie vorher von einem Menschen betretenen Teil der Wüste Gobi durchqueren konnten.“

Ueber seine Erfahrungen bei Chassa sagte Sven Hedin: „Im Sommer machte ich zwei Versuche, Chassa zu erreichen. Ich brach mit zwei Begleitern, vier Pferden und fünf Maultieren auf; über die Größe der Gefahr täuschten wir uns nicht. Als mongolische Pilger zogen wir ruhig dahin, ohne zu ahnen, daß die einzelnen Schäfer und Jäger uns scharf beobachteten und durch berittene Boten unsere Ankunft in Chassa anzeigten. Unbehellig näherten wir uns unfrem Bestimmungsort und kamen an schwarzen Zelten vorbei, deren Be-

wohnet argwöhnisch, aber freundlich waren. So kamen wir bis auf eine Tagesreise an Lhasa heran, wurden in einer dunklen Nacht aber plötzlich von bis an die Zähne bewaffneten Tibetanern umringt, die uns bei jedem Versuch, uns zu bewegen, zu töten drohten. Unter ihnen befanden sich viele Lamas und ein alter, sehr freundlicher Priester. Ich mußte meine schwarze Brille abnehmen, und sie waren sehr überrascht, daß ich dunkle Augen hatte, denn sie hielten mich für einen Engländer, der blaue Augen haben mußte. Nach fünf Tagen strenger Gefangenschaft kam der tibetanische Gouverneur mit 67 hohen Würdenträgern angeritten. Sie bestanden auch darauf, daß ich Engländer wäre; der Dalai Lama hatte eine Botenschaft gesandt, daß ich gut behandelt und kostenlos mit allem, was ich brauchte, versehen, aber getötet werden sollte, wenn ich wieder nach Lhasa zu kommen versuchte. Dann ließen sie uns frei und begleiteten uns bis zur Grenze von Kaktöhu. Trotzdem machte ich von anderswoher mit meiner Karawane einen zweiten Versuch, wurde aber drei Tage vor Lhasa von 500 gut bewaffneten Reitern aufgehalten. Auch diesmal ließ meine Behandlung nichts zu wünschen übrig, und die Truppen folgten uns zehn Tage, um einen dritten Versuch zu verhindern. Ich bin überzeugt, daß kein Europäer, auch nicht verkleidet, in Lhasa eindringen wird, da die Wachsamkeit jetzt natürlich noch größer ist. Die Städte des alten Lho ist nur eine ausgetrocknete Senkung. Die Einöde ist schrecklich, man sieht kein Zeigen organischen Lebens. Am nördlichen Ufer entdeckte ich zerstörte Tempel und Häuser mit hohen Türmen. Ich fand vier Dörfer in einer geraden Linie nur wenige Meilen von einander entfernt. Da waren Ueberreste breiter Straßen, und einige Tempel müssen, nach den Ruinen zu schließen, sehr schöne Bauten gewesen sein. Unter den Ruinen fand ich Wagenräder, eiserne Aexte, große Bronzkrüge und viele 1600 Jahre alte Manuskripte in gewöhnlichem Chinesisch. Die gelbeichten Ueberreste riesiger Wälder erhöhten noch den Eindruck der Einsamkeit. Viele tote Bäume standen aufrecht, die meisten aber lagen auf der Erde. Sie waren so spröde wie Glas. Zweifelloß gab es vor 1600 Jahren eine große Poststraße von Peking nach Katschang, wahrscheinlich die längste der Welt.

In Ost-Tibet entdeckte Hedin ein „Totes Meer“. „Es ist sehr ausgedehnt, aber nicht sehr tief. Ich besaß sein Wasser in meinem kleinen zusammenlegbaren Boot bei schrecklichen Stürmen, in denen wir fast unser Leben verloren. Es enthält unglaublich viel Salz und eine ungebrochene Kruste auf dem Boden. Unser Boot, Ruder, Kleider, alles war schneeweiß, und auf den Boden vergossenes Wasser bildete sich zu weißen Kügelchen. Die ganze Umgegend war eine felsige Wüste.“

is. Die Venus und der Halbmond. Die Göttin Venus oder Aphrodite war, wie fast alle andern Götter des Olymps, keine griechische Erfindung, sondern einem orientalischen Muster nachgebildet. Die Babylonier verehrten die Himmelsgöttin Istar, die Phönizier nannten sie Astarte, die Ägypter Isis. Der Zusammenhang zwischen Astarte und Venus ist bekannt und verbürgt. Man bleibt aber noch eine interessante Frage offen, die in Beziehung zur Himmelskunde steht, nämlich diejenige nach der Beziehung des Planeten Venus zu jener Gottheit. Bei den Orientalen trug die letztere auf allen bildlichen Darstellungen Hörner im Haar, die sich zu einem Halbmond zusammensetzten. Sie wird auch im alten Testament sowie in alten phönizischen und karthagischen Inschriften unter dem Namen Astarte Karnaim bezeichnet, und Karnaim bedeutet „mit Hörnern“. Die Tempel der Göttin wurden auch gewöhnlich in einem Thal zwischen zwei Gipfeln angelegt, deren Umrisse gegen den Himmel wie die Krümmung eines Halbmondes erschienen. In Asca wurde die Astarte unter dem Bilde eines Sternes angebetet, und damit kommen wir auf den Zusammenhang des Planeten Venus mit dieser Göttin. Die Begabung der Astartebilder mit Hörnern könnte ja viel eher auf eine Beziehung zum Monde gedeutet werden, jedoch kann der Altertumsforscher nachweisen, daß eine solche ganz undenkbar ist. In der ältesten jener Kulturen, in der babylonischen, war nämlich der Mond eine männliche Gottheit. Die heutige Himmelskunde ist mit der Erscheinung der „Lichtgestalten der Venus“ wohl bekannt, die darin bestehen, daß die Venus ähnlich wie der Mond bald als runde Scheibe, bald als Sichel erscheint. Obgleich sich diese Veränderungen in der Gestalt des Planeten jetzt nur durch ein Fernrohr beobachten lassen, hat man angenommen, daß die alten Babylonier in der durchsichtigen Luft ihres Landes und mit ihren jedenfalls schärferen Augen diese Erscheinungen mit unbewaffnetem Blick erkennen konnten. Andre Astronomen bestreiten allerdings diese Möglichkeit und wollen eher zugeben, daß schon damals vor Jahrtausenden eine Art von Fernrohr erfunden sein konnte.

Medizinisches.

ss. Lungenoperationen. Die Chirurgie, der erfolgreichste Zweig der Medizin, bringt noch immer neue Ueberraschungen, und man wird nächstens sagen können, daß es keinen Teil des menschlichen Körpers mehr giebt, der nicht mit günstiger Aussicht operiert werden könnte. Operationen am Magen, an der Niere sind schon etwas ganz Gewöhnliches geworden, aber jetzt ist die Chirurgie im Begriff, sich auch noch die letzten Organe zu erobern, nämlich das Herz, das Gehirn und die Lunge. Es ist auch dem Laien ohne weiteres begreiflich, daß das Ansetzen des Messers an einen dieser Körperteile mit dem größten Bedenken verknüpft sein muß. Beim Gehirn ver-

sieht sich das vollständig von selbst und beim Herzen wie bei der Lunge erklärt es sich teils aus ihrem Bau, teils aus ihrer das Leben bedingenden Rolle in der Unterhaltung des Blutkreislaufs. Trotzdem werden gelegentlich an allen drei Organen Operationen versucht und auch mit Erfolg durchgeführt. Im Jahre 1886 wies die ganze medizinische Literatur nur 13 Fälle von Lungenoperationen auf, 1897 wurden auf dem Internationalen Kongress in Moskau in einem Vortrag schon 306 solcher zusammengestellt, und seitdem ist ihre Häufigkeit noch gestiegen. Ueber die Zulässigkeit und Bedeutung der Lungenoperation hat der bayrische Arzt Dr. Kochelt in der „Wiener Klinischen Wochenschrift“ eine Uebersicht auf Grund der neueren Thatsachen gegeben. Die Sanierbarkeit derartiger Eingriffe wird noch dadurch erhöht, daß der Zutritt zu den Lungen durch die Rippen versperrt wird, so daß zuvor die Herausnahme einiger Rippentheile notwendig ist. Zunächst wurde die Operation bei Lungenwunden mit starken Blutungen versucht, wo ohne einen Eingriff das Leben keinesfalls zu retten gewesen wäre. In der That ist es auch in einigen Fällen gelungen, die Blutung durch Isolierung der Wunde zu stillen und dadurch einem tödlichen Verlauf vorzubeugen. Zur Regel wird die Operation wahrscheinlich mit der Zeit bei einer Lungenerkrankung durch Fimnen (Echinokokken) werden, weil nach den bisherigen Erfahrungen etwa 2/3 dadurch geheilt werden können, während ohne Operation 1/3 der Erkrankten sterben. Das Wichtigste wäre selbstverständlich, wenn die Operation auch gegen die Lungenschwindsucht Platz greifen könnte, aber gerade diese Frage bildet ein ganz besonders unsicheres Gebiet innerhalb der Chirurgie. Es liegen bisher nur wenige Versuche vor, die nicht ermutigend gewirkt haben. Es wird dagegen eingewandt, daß die Abgrenzung des kranken Lungengewebes vom gesunden nicht scharf ist und daß vor allem die Erkrankung der Lunge nicht vor der Operation eingehend genug untersucht werden kann. Die Röntgenstrahlen dazu bis zu gewissem Grade allerdings eine Möglichkeit, die aber doch noch als ungenügend bezeichnet werden muß. Endlich kann die Lungenschwindsucht auch bei Entfernung eines schädlichen Teils weiter fortschreiten. Die Schwierigkeit, eine kranke Lunge auf ihren Zustand eingehend zu untersuchen, bietet überhaupt das wesentlichste Hindernis für die Entwicklung der Lungenoperationen. Nur bei Lungenabscessen hat die Chirurgie bisher recht gute Ergebnisse erzielt, außerdem vielleicht noch in der Beseitigung von Fremdkörpern aus der Lunge, die aber meist von den Luströhren aus entfernt werden können.

Humoristisches.

— Im Zeitalter der Scheidungen. Karlsen: „Kann hat man sich daran gewöhnt, zu einem Onkel Papa zu sagen, so muß man wieder Onkel zu ihm sagen!“

— Bedenkliche Frage. Fr.: „Gnädiges Fräulein, ach könnt' ich ewig so zu Ihren Füßen liegen!“
 Sie: „Und ich sollte wohl dabei sitzen bleiben?“

— Der neue Kanzlist, Herr Streberl, ist ein solcher Krieger, daß er, wenn der Bureauchef kommt, immer auf einen Sessel steigt, um eine recht tiefe Verbeugung machen zu können. — (Meggendorfer Blätter.)

Notizen.

— Tschailowskis Oper „Bique-Dame“ hatte bei der Erstaufführung in der Wiener Hofoper Erfolg.

— In den Kosten des Frankfurter Sänger-Wettstreites im Jahre 1903 sind von Bürgern dieser Stadt 140 000 Mark gezeichnet worden.

— Ein Telegramm um die Erde. Einem „Times“-Telegramm aus Ottawa zufolge hat man die Brauchbarkeit des neuen britischen Kabels um die Erde am 6. Dezember erprobt. S. Fleming fand um die Erde herum ein Telegramm an den Bürgermeister von Ottawa. Das Telegramm gebrauchte zu diesem Wege 6 Stunden und 3 Minuten.

— Neue Kohlenlager sind in einer Tiefe von 770 Meter in der Nähe von Volchen in Lothringen entdeckt worden.

— Ein sibirischer Zobelpelz mit Kamtschatka-Bibertragen kostet nach dem Preisverzeichnis einer Berliner Pelzfirma — die Kleinigkeit von — 5300 Mark.

Büchereinkauf.

— Emmy v. Egidy: „Erschwiegen“. Novelle. Dresden. E. Piersons Verlag.

— Vertha v. Suttner: „Marthas Kinder“. Eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder!“ Roman. Dresden. E. Piersons Verlag.

— Georg Freiherr v. Ompteda: „Aus großen Höhen“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 3,50 M.

— Georg Wagner: „Die Stelle im Wege“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 3 M.

— Rudolf Lindau: „Ein unglückliches Volk“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. 2 Bände.

— Stanislaw Przybyszewski: „Totentanz der Liebe“. Vier Dramen. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 4 M.

— Dietrich E. Braun: „Auf und Ab in Südafrika“. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 5 M.